Ein Rufer in der Wüste. Dritter Teil 15. Kapitel, Begegnungen. 16. Kapitel, Der Schlag. Schluss

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 23

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-673162

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Rufer in der Wüste

Roman von Jakob Boßhart

(Schluß)

15. Kapitel.

Begegnungen.

Reinharts Freunde hatten ihn gebeten, vor seinen Feinden auf der Hut zu sein. Aber er achtete nicht auf ihre Warnung. Einst in seiner Kinderzeit wurde auf dem Golsterhof die Scheune inwendig herausgebrochen. Nur oben schwebte ein schmaler Balken durch den leeren Raum. Reinhart stieg im Knabenwagemut auf einer Leiter hinauf und schritt aufrecht über die schwindlige Brücke und zurück, hoch über der steinharten Tenne. Er merkte, daß ihm der Tod immer mit der Hand an der Ferse nachrückte, aber er empfand keine Furcht, es war ihm, er schreite durch die Luft, und sie trage ihn getreulich, weil er ihr traue. So auch war ihm jetzt. Er fühlte die Gefahr, aber scheute sie nicht.

Äußerlich wurde er immer stiller, ganz in sich gewendet, innerlich brannte er wie eine Flamme. Am Vormittag arbeitete er auf dem Bureau der Einwohnerarmenpflege, um sein Brot mit nützlicher Arbeit zu verdienen. Denn, daß jeder für die Gesamtheit Arbeit leiste, gehört jetzt zu seinem Lebensgesetz, zu seinem Begriff von Solidarität. Nachmittags saß er an seinem wackeligen Miethaustischchen und schrieb seine Gedanken fiebernd zu Aufsätzen zusammen, die er an die Redaktionen der Zeitungen aller Farben verschickte. Es loderte in ihm das Feuer des Erleuchteten, des Apostels, des Weltbeglückers, des Narren. Die Aufsätze erschienen nirgends, sie wurden vom Korb verschlungen oder schlichen sich kleinlaut mit ein paar Zeilen zum Verfasser zurück. Da drang er einmal in eine bürgerliche Parteiversammlung ein und benützte einen Augenblick, da die Debatte versandet war, um seine Gedanken über die Weltnot auszusprechen. Es entstand zuerst ein großes Erstaunen, dann hörte man die Abfertigung: „Das ist ja der junge Stapfer, der Weltverbesserer!" Bald war er wieder mit sich allein auf der Straße. „Die Parteien haben keinen Glauben, nicht einmal an sich selber, drum wollen sie mich nicht hören," klagte er. Er kam sich vor wie ein Gefangener zwischen hohen Mauern: wohin er sich wendete, überall schlug er sich wund. Aber er wollte anrennen und immer wieder anrennen. Es galt ja die Rettung. Wollte man ihn nicht hören, so sollte man ihn lesen. Er wollte all seine Glut in ein Buch zusammenpressen. Er aß kaum, und die Unruhe verzehrte ihn. Er fühlte es selber und sagte sich: „Ich bin nur ein Beispiel, ein Paradigma, und mein Los ist, abgewandelt zu werden." Manchmal, wenn er an seiner Öllampe halb wach saß, hatte er Gesichte. Einst sah er sich an einen Galgen erhöht, das Blut floß ihm aus einer breiten Brustwunde. Ringsum stand viel Volk und staunte nach ihm. Einer erhob sich und schrie: „Erhöhen wir uns alle!" Und wirklich, jeder schlug unter Jubelrufen sein Kreuz auf, und fernher, aus den Wolken oder aus dem Gebirge, klang es vernehmlich: „Erlösung." Ganz von Glück durchströmt wachte er auf und schrieb dann die ganze Nacht durch.

Zwischen die Tage der Glut schoben sich Tage der Asche. Er war dann wie ausgebrannt. Die Papierblätter, die vor ihm lagen, erschienen ihm wie leeres Stroh und erfüllten ihn mit Ekel. Er floh sein Zimmer und irrte mit blinden Augen durch die Straßen oder suchte Joseph Schmärzi auf, der den Sommer über in einer öffentlichen Anlage, die sich in der Gabelung zweier zusammenströmender Flüsse befand, arbeitete. Er sah Joseph zu, wie er den Rechen gelassen durch den Kies schleifte, den Rasen mit einem Maschinchen mähte, gefallenes Laub wie Glasscherben zusammenscheuerte. Einmal stand er unten auf der Landspitze und versenkte sich ins Wasser. Der Fluß, der aus dem See kam, war klar und blau, der andere, ein Bergler, trüb und wirr. Unvermischt flossen die zwei ungleichen Wanderer eine Zeitlang nebeneinander hin, nach und nach aber verbrüderten sie sich, und der trübe ging ganz im klaren auf.

„Die Klarheit wird immer Sieger sein," dachte Reinhart. Das gab ihm wieder Mut, und er wollte nach Hause an den Schreibtisch eilen. Von einer Bank, die auf der Landzunge unter einem

Baume stand, erhob sich eine Dame und kam auf ihn zu, unentschlossen, wie im Zickzack. „Entschuldigen Sie, ich habe Sie gesehen, schon ein paarmal, hier an diesem Platz. Ich bin öfter hier, aber ich habe es noch nie gewagt."

„Sie, Imma?" rief Reinhart und faßte ihre Hände. Sie war dem Weinen nahe. Sie setzten sich.

Seine erste Frage war, ob sie krank sei. Sie sah schwindsüchtig aus und klein, wie ein vierzehnjähriges Schürzchen.

„Ich hätte nicht fortgehen sollen," klagte sie. „Ich schäme mich so."

„Sie haben Vater Enzio verlassen?"

„Ich hielt es zu Hause nicht mehr aus. Die Welt hat mich verführt und dann bin ich mit ihm gegangen."

Er begriff: „Mit Klas?"

„Ja, er hat mich doch geholt. Sie wissen von allem nichts? Seit er sich meinetwegen die Schnur um den Hals legte, hatte er Macht über mich. Jetzt aber möchte ich wieder heim. Es ist ja alles häßlich, häßlich! Mein Vater würde sagen: Samsara." Ihre Stimme zitterte, ihre Seele mochte weinen. Auf Reinharts Frage, ob sie Mangel leide, antwortete sie verneinend, sie habe den Schmuck mitgenommen, den verwalte Klas und verkaufe ihn nach und nach. „Aber ich möchte heim, es ist häßlich!" wiederholte sie eindringlich.

„So reisen Sie doch!"

„Er läßt mir kein Geld und überwacht mich."

„Ich habe noch Ihren Ring, verkaufen Sie ihn. Ich bringe Sie heim, gleich jetzt."

„Nein, er holt mich hier immer ab, er kann jeden Augenblick da sein. Wenn er Sie sieht, bekomme ich schlechte Tage. Er liebt mich wie ein wildes Tier und ist auf Sie eifersüchtig und böse, furchtbar. Er verfolgt Sie. Merken Sie es nicht? Meinen Ring müssen Sie behalten. Warum haben nicht Sie mich erlöst?"

Es war beklemmend.

„Geben Sie mir Ihre Adresse," begann sie wieder, „ich schreibe Ihnen, wenn er einmal für einen Tag verreist, dann holen Sie mich, ich wohne Salpetergasse 6. Kommen Sie aber beileibe nicht ungerufen zu mir, es könnte ein Unglück geben. Er ist furchtbar wild. Und nun gehen Sie, es ist sechs Uhr, er wird kommen."

Als Reinhart die Anlagen verließ, stieß er auf Klas. Der Riese stellte sich ihm in die Quere und funkelte ihn mit seinen heißen Augen an. "Haben Sie — Imma getroffen?"

Reinhart bat ihn: „Bringen Sie sie heim zum Vater."

Klas fuhr auf: „Hat sie Ihnen etwa geklagt?"

Reinhart merkte, daß er unbedacht gesprochen hatte und suchte sein Wort zu mildern: „Ich glaube, sie hat Heimweh."

„Das geht Sie nichts an. Überhaupt! Hüten Sie sich!" Damit schritt er rasch an Reinhart vorüber.

Es dämmerte, als Reinhart zu Hause ankam. Die Hausmeisterin berichtete ihm auf dem Flur, es warte ein Herr auf ihn, seit mehr als einer Stunde. Reinhart ahnte, daß es kein gewöhnlicher Besuch war und trat neugierig ins Zimmer. Am Fenster stand eine massige Gestalt und wandte sich langsam zu ihm. Er erkannte seinen Vater.

„Da lebst du also?" sagte Ferdinand, Reinhart die Hand reichend. „Es ist nicht paradiesisch bei dir."

Reinhart machte Licht. Ferdinand hatte sich wenig verändert, nur etwas grauer war er geworden. Er begann zu reden. „Ich habe von deinem Auftreten in unserer Versammlung gehört und dich aufgespürt. Mit Hilfe der Polizei. Ha! So darf es nicht weitergehen. Ich bin der Ansicht, wir sollten Frieden schließen, wir zwei. Ich glaube, wir würden uns jetzt besser vertragen. Wir stehen in verschiedenen Jahrhunderten, es ist nicht ein Zwiespalt zwischen dir und mir, sondern zwischen zwei Zeiten. Warum sich also persönlich anfeinden?" Da Reinhart schwieg, wendete er das Gepräch. „Ich habe wieder geheiratet, ich weiß nicht, ob es dir bekannt ist. Eine tüchtige, gute Frau. Sie hat mir Geld gebracht. Ich mußte seinerzeit mit meinen Gläubigern ein Abkommen treffen, nun habe ich sie fast ganz befriedigt, und was noch fehlt, sollen sie später erhalten. Auch dem Hof habe ich nachgeholfen. Alles soll ausgeglättet werden. Die Fabrik geht guten Tagen entgegen. Es ist Krieg in der Luft. Seit der deutschen Riesenheeresvorlage vom letzten Jahr besteht kein Zweifel mehr. Nur Brillenpolitiker sehen das Wetter noch nicht kommen. Ich habe

große Einkäufe in Wolle gemacht, wir werden daran viel verdienen, sehr viel. Du siehst also, ich will dich nicht ins Elend locken. Auch meine Frau wird sich freuen, wenn du heimkehrst. Ihr werdet euch schon verstehen. Sie ist nicht mehr jung und sieht klar in die Welt. Mit dem Geschäft sollst du nichts zu tun haben, wenn du nicht willst. Nun sprich!"

Reinhart kämpfte mit sich. Dann sagte er fest: „Ich kann nicht. Ich muß auf meinem Dornenweg weiter gehen."

„Überleg dir's," erwiderte der Vater, „ich nehme das nicht als dein letztes Wort." Er war mild wie noch nie. Er schob, ohne das Reinhart es gewahrte, einen Tausendfrankenschein auf den Tisch und verabschiedete sich wie von einem alten Freund. Reinhart war wie zerschlagen. Als er die Note entdeckte, wollte er dem Vater nacheilen. Obschon er jetzt manchmal hungerte, war ihm dieses Geld widerlich. Aber er dachte an Trudes Gehapparat und ließ den Schein liegen. Er setzte sich an seine Arbeit. Seine Gedanken gingen aber ungewollte Wege. Hätte er sich nicht mit dem Vater aussöhnen sollen? Ja, war das denn möglich? Sie hatten ja keinen gemeinsamen Gedanken mehr, sie lebten wie auf verschiedenen Sternen und hatten keine Wahl. Das mußte getragen werden. Er wurde in seinem Sinnen durch ein Gepolter über ihm gestört: Der Totengräber war heimgekehrt. Grollend, den Zimmerboden erschütternd, klang seine Stimme, aber der Zank war diesmal ganz kurz und lief ohne Hiebe ab. Ein paar Minuten später stolperte Unold, ohne angeklopft zu haben, in Reinharts Zimmer. „Du hast mir die Suppe eingebrockt. Gesteh's nur!"

„Aha, richtig, ja, ja!" besann sich Reinhart. „Ich habe Sie verzeigt. Diese Mißhandlungen müssen aufhören."

„Hab' ich's nicht immer gesagt, du Spitzel, du Spion, du Spürhund! Wenn man mir das Kind wegnimmt, mach' ich dich kaputt und grab' dir das Loch noch selber. Zahlst du mir etwa den Lohnausfall?" Er war hart an den Tisch herangetreten. Auf einmal nahmen seine wässerigen Augen einen starren Ausdruck an. Er hatte den Bankschein auf dem Tisch entdeckt und schlang ihn gierig in sich hinein. Es erwachte etwas Teuflisches in ihm: „Hören Sie, junger Mann," brachte er drohend hervor, „Sie haben mein Kind in Verruf gebracht, die Ehre, verstehen Sie, die Ehre! Das muß wett gemacht werden. Oder ich zeige Sie an, beim Eid. Wollen Sie sie etwa heiraten, hä? Da diesen Lappen verlang ich. Um weniger tu' ich's nicht! Sie können nun wählen! Entweder ins Zuchthaus oder... Sie kommen noch gut weg! Man kann eine Anzeige machen, auch wenn man kein Spitzel ist." Reinhart, der gestanden hatte, setzte sich und erwiderte ruhig: „Sie wollen sich ein bißchen im Erpressen üben, Unold? Machen Sie nur Ihre Anzeige, oder nehmen Sie diesen Schein, wenn Sie meinen, ein Recht darauf zu haben. Was nehmen Sie ihn nicht?" Das Gesicht des Totengräbers verzog sich zu einer widerlichen Fratze. Plötzlich lachte er grell auf: „Es war ja nur ein Spaß, Sie dummer Esel! Aber das Loch grab' ich Ihnen doch einmal, und einen Fuß tiefer als andern! Schon wegen der Anzeige! Und treff' ich Sie einmal bei Nacht und Nebel, Sie Spitzel!" Damit schob er sich schief zur Tür hinaus. Draußen knurrte er noch etwas Unverständliches und stapfte in seine Wohnung hinauf, wo er sein Grollen fortsetzte.

16. Kapitel.

Der Schlag.

Ein paar Tage später trat Emma bei Reinhart ein. Sie trug ihr Knäblein, den kleinen David, auf den Armen und stellte ihn vor Reinhart hin.

„Kann ich ihn eine Woche oder so bei Ihnen lassen?" sagte sie bettelnd.

„Was haben Sie vor?" Er musterte sie. „Sie haben sich wieder gehen lassen, Sie Arme."

Sie widersprach nicht. Sie brauchte sich jetzt nicht mehr wegzuwerfen, Reinhart und seine Freunde sorgten für sie und ihr Kind, aber nachdem sie einmal auf die schiefe Bahn geglitten war, zog es sie immer wieder in den Morast hinab. Sie entschloß sich zu einer Beichte: „Ich will mich jetzt bessern, ganz. Dazu muß ich eine Zeitlang fort. Hätte ich bei David leben können, ich wäre recht geblieben. Aber seit er mich verschupft hat, kann ich hier nicht mehr stehen. Wer einen Schupf bekommen hat, muß weit rennen, sonst fällt er. Ich will an einen Ort, wo er nicht hinkommt, wo ich ihn nicht sehe oder spüre. Gestern

Willy Haller, Phot., Zürich 3

In Muttis Stiefeln, da ist man doch schon ein Fräulein

habe ich ihn noch einmal aufgesucht. Er war schrecklich böse. Sehen Sie da! So ist er jetzt!"

Sie hatte unter dem linken Auge einen blauen Fleck. „Die andere hat ihn ganz im Garn. Soll ich da nicht von hier verschwinden? Und gelt, Sie sorgen für das Büblein, so lange ich fort bin? Versprechen Sie es mir in die Hand, so kann ich ruhig ein bißchen weggehen."

Er tat es.

Es war das letztemal, daß er sie sah. Am folgenden Morgen fand man ihren zerschmetterten Körper auf dem Bahndamm unweit der Stadt.

Wie es kam, daß David vernahm, sein Knäblein sei bei Reinhart, blieb dunkel. Eines Abends brach er bei Reinhart ein und forderte sein Kind heraus. Hatte Emmas Ende den Vater in ihm geweckt? Oder war es ihm bloß unerträglich, daß sein Fleisch und Blut von dem geformt werden sollte, den er am tiefsten haßte? Reinhart widersetzte sich seinem Begehren in der Erinnerung an das Versprechen, das er Emma gegeben hatte, worauf sich ein heftiger Kampf um den Knaben entspann. Reinhart und Joseph mußten ihn fast mit den Fäusten gegen den Wütenden verteidigen. Grollend zog David ab. Er wollte hierauf sein vermeintliches Recht durch das Gericht erzwingen, da aber der Knabe außerehelich geboren und von David nie öffentlich anerkannt, ja, samt der Mutter verstoßen worden war, wurde die Klage abgewiesen.

Durch diese Ereignisse war Imma in Reinharts Gedanken zurückgetrieben worden. Es waren Wochen verstrichen, seit er mit ihr den Fluchtplan besprochen hatte, und nie war von ihr ein Zeichen gekommen. Da beschloß er endlich, nach ihr zu sehen. Die Salpetergasse war ein enger, lichtscheuer Schlauch, das Haus Nr. 6, in dem sie wohnte, das dumpfste von allen. Reinhart entdeckte im Erdgeschoß Klas durch das offene Fenster. Der Unheimliche sah ihn auch. Er stieß seinen wirren Kopf hervor und starrte Reinhart, ohne etwas zu sagen, grimmig an.

Ein paar Tage später erhielt Reinhart ein Wort von Imma: Er solle nicht wieder kommen. Klas sei schrecklich aufgebracht und zu allem imstande. Sobald die Gelegenheit gekommen sei, werde sie ihn rufen.

Es kamen die weltgeschichtlich gewordenen schwülen Tage zwischen Juli und August 1914. Das Wort Krieg flammte jäh über der Welt auf, es war aus einem Schemen über Nacht zu einer Weltfackel geworden. Die Menschen waren wie vom Fieber befallen, sie verschlangen die Zeitungen und fielen über die angeschlagenen Depeschen her, man dachte nicht mehr ans Arbeiten, man schlief mit beklommener Brust und wachte an einem Nachtmahr auf. Auch Reinhart war zu keiner Arbeit fähig. Irrte er nicht in den Straßen oder im Wald umher, so saß er mit trockener Feder vor seinem angefangenen Buch und stierte in die Zukunft. Nun wird die Menschheit in den ungeheuren Schmelzofen geworfen und ausgeglüht. Werden sich alle die Metalle zu einer großen Legierung, zu einer Brüderschaft verbinden? Zusammenguß der Menschen und Zusammenguß der Völker? Oder wird einst das alte Chaos aus dem Stiche fließen?

Die gleiche Post warf Reinhart zwei Billette auf den Tisch. Das eine lautete: „Lieber Freund! Übermorgen werde ich aus der Zelle entlassen. Komm und führe mich! Ich weiß nicht, wie ich den Weg finden soll. Dein Benedikt Reichling."

Das andere war von Imma. Sie bestellte ihn auf den folgenden Tag.

Am Morgen setzte sich Reinhart in ein Automobil und fuhr in die Salpetergasse. Er fand Imma allein. Sie saß haltlos auf einem Stuhl und schien geweint zu haben. „Ich komme nicht, ich kann es nicht, ich bin ein willenloses Geschöpf!" klagte sie. Er faßte sie bei der Hand, sie sperrte sich wie ein störrisches Kind. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sie auf den Armen zum Wagen zu tragen. Erst als er mit ihr in der Eisenbahn saß, sah er, wie schlimm es um sie stand. Der Tod schaute ihr nun unverhohlen aus den Augen. Sie fing, als der Zug sie der Stadt und Klas entführte, wieder zu weinen an, vor Glück diesmal, versicherte sie ohne Überzeugung. Sie mochte es selbst nicht recht wissen.

Die Fahrt war traurig und schien endlos.

Sie fanden Enzio im Garten. Er schaute ohne Erregung auf und sagte: „Du kommst zurück, mein gutes Kind." Sie fiel ihm um den Hals und schluchzte. Er hatte ihren Zustand gleich erkannt und ließ sich gütig vernehmen: „Fasse dich, Immchen. Wir haben jetzt nichts mehr zu tun,

als einander zu verzeihen und der großen Wandlung entgegenzugehen." So sanft sie klangen, diese Worte empörten Reinhart, er hätte nicht genau sagen können, warum. Um seinen Unwillen nicht schnellen zu lassen, fing er von der Kriegsgefahr zu reden an. Enzio winkte mit der Hand gleichmütig ab. „Samsara! Krieg ist immer unter den Unerlösten." Nun platzte Reinhart doch ungeschickt und vierschrötig heraus: „O, Sie mit Ihrem sanften Gift! Sie haben sich eine Seele aufgeladen und ahnen es nicht!" Er preßte Imma die Hand und entrann: „Bleib bei mir," stöhnte sie ihm nach. „Laß ihn seinem Stern!" beruhigte sie Enzio. Reinhart rannte wie von Sinnen davon.

Auf der Rückfahrt fand er alle Brücken, Straßenübergänge und Tunnels von Landsturmtruppen besetzt. Der Krieg war zur Gewißheit geworden. Überall lauerten Bajonettspitzen. Der Zug, der am Morgen noch sorglos dahingebraust war, schlich jetzt vorsichtig und mißtrauisch seine Bahn. Im Wagen war wirres Hin- und Herreden, Mutmaßen und Prophezeien, mitunter auch frivoles Scherzen und Prahlen. Eine junge deutsche Frau weinte still vor sich hin, während ihr Mann, offenbar ein Reserveoffizier, einem ältern Herrn auseinandersetzte, daß von den Sozialisten kein Unrat zu befürchten sei, da sie sich im Grunde mit Haut und Haar dem Staat verschrieben hätten, so unabhängig und regierungsfeindlich sie sich auch gebärdeten. Nur zwei oder drei von denen, die im Wagen saßen, schienen zu fassen, daß die Menschheit in diesen Stunden auf die Waage gelegt wurde.

Reinhart, von dem hohlen Geschwätz seines Nachbars angewidert, blickte ins Land hinaus, das heute so groß und still atmete, so friedsam und fruchtbar sich dehnte, wie gestern und ehegestern. Wie liebte er dieses Land und sein Volk von Kindheit an! Aber jetzt wußte er, daß das Volk krank war wie alle andern. Es hatte sich einst in einer entschlossenen Stunde aus dem Welthader zurückgezogen und den leidenschaftlich geliebten Krieg abgetan. Aber da kam ein neuer Dämon und mit ihm eine neue Art Krieg in die Welt, nicht mit klirrenden Waffen, aber mit lockendem, klingendem Firlefanz, und ihm unterlag es wie die ganze flittergierige Welt ringsum. „Es ist voller Schwären, die nun aufbrechen werden. Wird es die Krisis überstehen? Oder wird es vereitern? Es wird zerfallen, wenn es nicht, wie vor vierhundert Jahren, einen Ruck der Gesundung vollbringt, wenn es sich kein Banner aufsteckt, das von seinen Firnen mit einem eigenen Glanz über die Welt leuchtet. Alles Große entstand auf dem Boden eines Vaterlandes, aus einem Volkskörper, und nicht in der Verschwommenheit irgendeiner Zwischenstaatlichkeit. Aus dieser Erkenntnis heraus ist die Schweiz zu retten und mit ihr die Wiege für irgend etwas Großes oder einen Großen."

So sann Reinhart und erträumte sich ein Volk, das der Welt ein Menschlichkeitsideal vorbildete wie einst ein Freiheitsideal, und das als Keimzelle im großen Organismus aller wirkte.

Es war tief in der Nacht, als der Zug sich in den Bahnhof tastete. Kaum vermochte Reinhart sich durch die Hallen zu drängen. Alle Fremden flohen aus den Kurorten ihrer Heimat zu, wie vom Sperber verfolgte Schwalben ihrem Nest. Überall lagen Kisten und Koffer in den Gängen aufgeschichtet, zu Hunderten und Tausenden, zu Bergen, und die Reisenden schoben sich hin und her, schrien sich an, gebärdeten sich wie toll, alle schon im Kriegswahnsinn. Der Bahnhof glich einem Haus für Tobsüchtige, das die Wärter verlassen hatten.

Plötzlich erhob sich jemand vor Reinhart von einem Koffer. „Welch ein Glücksfall, daß du kommst!" wurde er angerufen. Er brauchte geraume Zeit, um sich zurecht zu finden.

Er war noch draußen mit seinem Land. „Jutta, du bist's! Wie denn? Wieso denn?"

Sie beachtete seine Verwirrung gar nicht. „Hast du ihn nirgends gesehen? Er ging fort, um die Fahrkarten zu lösen und nun warte ich schon bald eine halbe Stunde. Ist es nicht schrecklich? Er muß einrücken, telegraphisch aufgeboten. Ich begleite ihn bis zur Grenze. Oh, wie entsetzlich das alles ist!"

In Reinhart dämmerte es langsam auf. „Von wem sprichst du? Von ..."

„Ei ja doch, von meinem Bräutigam. Aber freilich, du weißt es ja nicht. Ich bin doch mit Helmut verlobt. Ich hätte dir geschrieben, aber niemand wollte deine Adresse kennen. Du sollst

ja ganz rot geworden sein! Gruselig!" So sprudelte sie. Dann auf einmal geschäftlich, kalt, wie sie sein konnte: „Hör', my dear, du könntest mir einen großen Dienst erweisen! Ich sehe, daß du kein Gepäck hast, würdest du mir nicht diesen Koffer ein paar Minuten hüten? Ich gehe zum Schalter, um nach Helmut zu sehen. Gelt?" Fort war sie.

Reinhart war wie damals, als ihn Geierling mit dem Rakett über den Kopf geschlagen hatte. Er taumelte, er mußte sich wiederholen: „Also Jutta hat sich mit Helmut Geierling verlobt in aller Form und begleitet ihn jetzt zur Grenze. Und mich hat sie hier aufgepflanzt, um seine Reisetasche zu hüten." Reinhart wußte ja schon lange, daß es aus war, aber seine Seele war doch all die hundert Traumnächte um Jutta geschlichen, wie ein verlorener Geist, und heute um Erlösung und Seligkeit gebettelt. Er sah die beiden daherkommen. Jutta ging voran. Er grüßte sie, als sie nahe war, mit dem Hut, und wollte davonstürzen. Aber es drehte ihn nochmals zurück, er trat auf sie zu und reichte ihr die Hand. Geierling beachtete er nicht.

Beim Ausgang wurde er angehalten. Er sah aus sich heraus. Es war Klas, der ihm aufgelauert haben mochte: „Sie haben Imma heimgeschafft?"

Reinhart antwortete wie im Traum: „Ja, ja, 's wird schon sein."

„Komm, Knabe," fauchte Klas und verstellte ihm wieder den Weg, „wir machen es grad' aus, da, in den Anlagen."

Reinhart machte sich los, was war ihm dieser Klas und seine Verrücktheit! Er schritt wieder dem Innern des Bahnhofes zu, um durch einen zweiten Ausgang das Freie zu erreichen. Er merkte, daß ihm Klas, so rasch das Gedränge es erlaubte, folgte. Beim Nebenausgang stieß er auf David und Faustulus, die sich an einen Pfeiler anlehnten. Wie sie ihn gewahrten, strafften sie sich. Reinhart fühlte den drohenden Anschlag, aber so wie man in der geballten Wetterwolke den Blitz fühlt: ohne eigentlichen Bezug auf sich selber.

„Also Jutta ist Geierlings Braut!" Dieser Gedanke nahm ihm alle Klarheit und Besinnung. Er taumelte davon. An die Verfolger dachte er schon nicht mehr. Auf der Brücke, die über den Bergfluß führt, lehnte einer am Geländer und wünschte ihm überlaut einen guten Abend. Reinhart erkannte den Totengräber Unold. „Aha," dachte er, „der ist also auch im Komplott und auf dem Anstand." Er hörte wie im Traum die Schritte der andern drei hinter sich hertappen.

„Gehen wir zusammen," redete ihn der Totengräber an, „man hat doch den gleichen Heimweg."

Reinhart kam der Gedanke: „Wenn sie mich lahm schlagen, kann ich Benedikt morgen nicht abholen." Er steuerte schief nach der andern Seite der Brücke hinüber. Es waren in dieser Gegend nicht mehr viele Menschen auf der Straße, alles Leben war beim Bahnhof zusammengeströmt. Aber die einzelnen Fußgänger, so spärlich sie waren, verhinderten die vier Verwegenen doch an einer Gewalttat. „Wenn ich einen Bekannten antreffe, bin ich gerettet. Ich muß doch morgen den armen Benedikt abholen." Er schlug eine Straße ein, in der noch einige Schatten wandelten. Auf einmal sah er David und Klas vor sich. Sie hatten durch eine Parallelstraße einen Vorsprung gewonnen. Er trat in eine Wirtschaft ein. Sie folgten ihm nicht. Der Raum war fast leer, von Rauch wie von Traumluft erfüllt. Reinhart sann: „Sie fährt mit ihm dem Rhein zu. Beim Abschied wirft sie sich ihm an den Hals und weint und bittet ihn, gesund und munter zu bleiben und ja recht oft zu schreiben, sie werde es auch tun." Er erinnerte sich an den Eislauf auf dem See, in der ersten Zeit, als sie noch ein Kind war. „Nun sitzt sie ihm gegenüber und drückt ihm die Hand. Eine Träne zittert unter ihren langen Wimpern. Sie denkt: Es traf sich doch glücklich, daß mir im Bahnhof gleich der Dienstmann Reinhart entgegen kam."

Die Kellnerin stellte ein Glas Bier vor Reinhart hin. Er bemerkte, daß das Glas einen Sprung hatte und dachte: „Es wird noch heute zu den Scherben geworfen werden." Plötzlich stieg es wie Todesahnung vor ihm auf: „Wenn mein Leben jetzt zerspränge, was bliebe davon übrig? Ein paar Scherben wie von dem Glas. Und das jetzt, da die Menschheit neu gegossen wird!" Er erinnerte sich an die hoffnungsvolle Sternennacht, oben auf dem Berggrat. Er sehnte jene

Stunde nochmals herab. Er schloß die Augen und suchte aus der Umwelt zu scheiden, wie einst am Ufer des Flusses neben Enzio, und es erwachte wie ein tiefer Gesang in ihm: „Oh Leben, du herrlicher Strom, ich liebte dich viel zu wenig, ich liebte dich falsch, drum verrannst du mir. Oh Welt, du Kleid des Geistes, ich liebte dich viel zu wenig, ich liebte dich falsch, drum schwand ich aus dir heraus! Oh Mensch, du Brennpunkt der Welt, ich liebte dich viel zu wenig, ich liebte dich falsch, drum stießest du mich ab! Oh Liebe, du Abglanz des Ewigen, ich liebte in dir mein eigenes Glück, drum konnte ich dich nicht halten! All mein Tun war eitel Stückwerk, all mein Wollen und mein Herz zu schwach. Ich muß neu beginnen! Ich würde jetzt alles besser begreifen, stärker angreifen! Ich muß ein Handlanger sein der neuen Zeit! Ich sehe alles ganz genau: Wir sind in einer großen Wassersnot: Wer auf dem Trockenen ist, muß in die Flut springen und die Ertrinkenden retten, nicht aber mit einer Stange auf ihre Köpfe schlagen. So lange nicht jeder sich hindrängt, die andern auf das Feste zu ziehen, ertrinken alle. Und wir müssen auch den Geist der Welt retten. Denn auch er ist am Ertrinken." Reinhart sah die große Not vor sich: Im Morast schwamm der Geist und um ihn patschten die Menschlein. Die einen stießen ihn, andere klammerten sich hilfesuchend und selbstsüchtig an ihn, und alle wirkten zusammen, ihn immer tiefer hinabzuzerren. Da rief endlich einer: „Wir müssen den Geist retten, so wird er auch uns retten!" Sie horchten auf. Einige legten Hand an, andere folgten nach. Und nun mühte sich ein jeder nicht mehr um sich selber, sondern um den Geist, und der vereinte Wille aller zog ihn langsam empor. Jeder wurde eine kleine Säule für ihn, und er aller Obdach und zugleich Herrscher. Er leitete ihre Kräfte, ihren guten Willen, ihr Gewissen nach einem gütigen Plan, und sie erwiesen sich stark genug, alles Böse, alles Elend niederzuhalten. Das alles schien so einleuchtend und naturgemäß, wie daß die Sonne den Tag bringt. Das war die Erlösung der Menschen.

„Bitte, zahlen," tönte es neben Reinhart, „wir sind hier nicht fürs Schlafen eingerichtet. Das Nachtasyl ist ein paar Straßen weiter." Es war der Wirt, der schließen wollte. Reinhart trat wieder in die Nacht hinaus und bog nach links in der Richtung des Hauses zur Hoffnung. Im Gehen sann er seiner Rettungsträumerei nach. „Ich war immer ein vortrefflicher Retter! Die Mutter und Küngold, Paula und Jutta! Jutta!" Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Wie konnte er ihr zürnen! Sie war ihm auf den Weg gesandt, daß er sie rette, aber er hatte den starken Ruf nicht gefunden und war um sie herumgegangen, wie ein blasser Traum um den Schläfer. Nicht sie war in seiner Schuld, sondern er in der ihrigen. Das wollte er ihr schreiben, gleich folgenden Tages.

Er hörte Schritte hinter sich. Da war wieder Klas mit seinen Verschworenen. Sie hatten ihren Anschlag also nicht aufgegeben. „Soll ich mich retten? Sich selber retten hat doch keinen Sinn!" sagte sich Reinhart, immer noch halb in seine Träumerei versponnen. „Aber was wird dann aus Benedikt und dem kleinen David und meinem Buch und meinem Handlangertum an der neuen Zeit?" Er mußte verkünden, was er im Wirtschaftsrauch gesehen hatte, das sollte seine Botschaft sein: „Die Menschen müssen Gott retten, sonst ertrinken sie." Er wollte das Buch „Rettung" oder „Himmelsschlüssel" taufen, ja, „Himmelsschlüssel". Er beschloß, ins Nachtasyl einzutreten und dort bei Mauderli zu warten, bis die Kerle sich verzogen hätten. Dort war es schon. Dann wollte er noch vor dem Morgen die neuen großen Sätze bauen.

Die Verfolger waren nun dicht hinter ihm, sie mußten eine Strecke gerannt sein. Oder war er in seinem Sinnen still gestanden? Er fühlte es: es gab kein Entrinnen mehr. „Ich muß mich wehren, ich will ihm ins Auge sehen, er soll es wagen, mein neues Leben und mein Handlangertum zu erschlagen, bevor ich sie begonnen habe. Und Benedikt!" Es leuchtete in ihm auf: „Ja, Benedikt! Wenn jeder Gutwillige nur e i n e m hilft, so ist der Menschheit geholfen!" Er wandte sich entschlossen um. Statt Klas, wie er erwartet hatte, stand David vor ihm, die andern waren ein paar Schritte zurück. In Davids Hand glänzte etwas. Gegen Klas hätte sich Reinhart verteidigt, jetzt stand er wie gebannt da.

„Du hast die Gewalt verhöhnt, jetzt frißt sie dich!" schnaubte David und schwang die Faust mit dem Schlagring. Reinhart flammte es im

Kopf auf wie ein ungeheurer Brand, und er stürzte hin.

Als er aus der Betäubung erwachte, beugten sich zwei Salutisten über ihn. „Gott sei Dank, da sind sie ja wieder in dieser Welt!" Es war die Stimme Mauderlis. „Sie müssen nun gleich ins Spital. Wir telephonieren."

„Nein, heim," ächzte Reinhart.

„Wohin heim? Nach dem Haus beim Friedhof?"

"Nein, nach dem Golster. Heim! Heim!"

Ein Arzt kam und machte einen Notverband. Mauderli fragte ihn, ob Reinhart die Fahrt nach dem Golsterhof ertragen würde. Der Arzt zuckte mit den Achseln. Als aber Reinhart wieder seine Bitte stöhnte, meinte er: „Wenn man ganz langsam fährt . . ."

Der Morgen graute, als das Auto auf den Golsterhof einschwenkte. Reinhart hatte auf der Fahrt zu fiebern begonnen und war nun wieder besinnungslos.

Schluß.

Tage waren vergangen. Der Kranke schlug die Augen auf und starrte aus seiner Wirrnis verschwommen ins Zimmer. Am Bette saß Estherlein und rief jubelnd, kaum vernehmbar: „Er schaut, er schaut!" Ihre Augenlider und der Mund zuckten. Adelheid und Küngold, die am Fenster nähten, warfen ihre Arbeit hin. Joseph Schmärzi trat auf den Fußspitzen ans Bett heran. Er war am Morgen herüber gekommen. Es war Sonntag. Das Abendrot funkelte durch die Baumkronen und troff durch die Scheiben aufs Bett. Alle standen nun bei Reinhart bis auf Adelheid, die sitzen geblieben war, denn sie erwartete stündlich ihre Niederkunft.

„Gelt, nun wirst du wieder ganz gesund," flüsterte Estherlein zärtlich.

„Bin ich krank?" fragte er mit weiten Augen. „Aber natürlich, der Mensch ist krank. Ich hab' es ja immer gesagt. Der Arzt muß kommen."

„Er kommt bald wieder," versicherte Estherlein.

Küngold sah ihn mit ihren dunkeln Augen an: „Denk', Reiner, die Welt ist im Kriege."

Er horchte auf. „Natürlich, im Kriege. Oder sagt man Krise? Nein! Im Schmelzofen! Die Menschheit wird geschmolzen. Ihr versteht: ein neuer Aggregatzustand. Ich weiß nicht recht! Mein Kopf ist so leer. Einerlei, wir müssen den Weltteufel erschlagen. Den Moloch, wißt ihr?"

„Nein, Reinhart, es ist wirklich Krieg, eine Welt gegen die andere."

„Versteh schon, Mutter, eine Welt gegen die andere. Oder man könnte sagen: Der Weltteufel gegen den — — — wie sagt man doch? Ich muß aufstehen, ich muß für den Menschen fechten. Versteht ihr?"

„Wir wollen lieber vom Frieden sprechen," ängstete Küngold.

„Ich spreche ja gerade vom Frieden, Mutter. Was spreche ich anderes? Natürlich, Friede, Friede! Gelt, du bist blind?"

"Die Mutter ist doch tot, Reiner," schluchzte Küngold.

„Man kann auch sagen tot. Aber nein, die gute Mutter ist nur blind. Man kann ihr helfen. Ich muß aufstehen, ich muß ihr die Augen öffnen! Ich habe doch ein Schlüsselbuch geschrieben. Aber meine Hände sind so schwer! Ich glaube, ich muß vorher schlafen. Rück mir das Kissen, Estherlein."

Sein Blick fiel auf Joseph Schmärzi: „Du siehst übel aus," sagte er leis. „In der Schublade ist noch etwas Geld. Geh damit ins Wirtshaus und bestell' dir etwas."

„Hab' keine Sorge um mich," erwiderte Joseph. „Benedikt läßt dich grüßen. Er kommt heut' auch wieder herüber, wenn er genug auf seinen Gräbern gesessen hat. Werktags schreibt er Adressen in der Schreibstube für Stellenlose."

Reinhart horchte auf: „So, er schreibt Adressen! Hans Glückselig muß immer das Geistvollste tun. Aber das muß wohl so sein! Sag' ihm, er solle an alle Guten schreiben und sie zu einer Landsgemeinde laden. Ja, das soll er. Aber er soll auch an die Bösen schreiben und ihnen sagen: Werdet nur dick wie die Nacht, wenn der Mond abnimmt. Das ist gut. In den dunkelsten Nächten wächst das Gute am besten, Äpfel und Birnen und Zuckerrüben. Das hat mir die Großmutter Annabab einmal gesagt."

Küngold hielt ihm die Hand über den Mund, wie um die wirren Worte nieder zu halten.

Onkel Melchior trat herein und faßte Reinharts Hand. Der Kranke sah ihn lange an und

erkannte ihn endlich: „Du bist der Stärkste von uns. Du bist ein Held. Weißt du, was den Helden macht? Das Herz, das Herz! Unbedingt, sagt der Russe. Auch du hast es, Esther, und das macht dich gerad'. Das Herz ist die stärkste Waffe. Man sagt doch: Er hat Herz. Schau, Melchior, Arnold Winkelried hat den Feind mit dem Herzen bezwungen. Einer für alle! Hörst du: ‚für'. Das hat sein Herz gesagt! Hat er es überhaupt gesagt? Ihr müßt mir helfen! Wenn ich geschlafen habe, wird es mir klarer sein, dann ziehen wir zusammen aus, Melchior, und drücken die Lanzen nieder. Joseph kommt auch mit."

Alle weinten in sich hinein. Auch Adelheid war nun herangetreten. Er staunte ihr ins Gesicht und sagte: "Du bist die Adelheid. Du bist groß und stark, gebier das rechte starke Herz, das Herz der Mutter und der Großmutter und Abrahams und Estherleins und Melchiors zusammen, den rechten Golsterhofer, weißt du! Du hast viel zu schaffen! Ist das die Morgensonne oder die Abendsonne?"

„Sie geht bald unter."

„Ich wollte, es wäre Morgen statt Abend. Aber gelt, wenn sie einem untergeht, geht sie immer einem anderen auf? Halt mir die Hand, Esther! So, fest!"

Er sann auf ihre kleine zitternde Hand hin. Nach einer Weile begann er wieder zu sprechen, aber ohne Zusammenhang. Dann wurde er still, und wie der letzte Sonnenstrahl aus dem Zimmer wich, entschlummerte er.

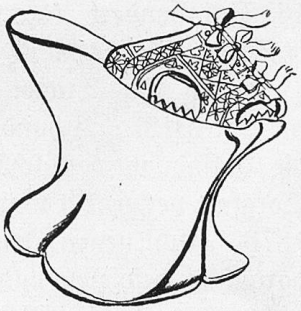
In diesem Augenblick kündete sich Adelheids Stunde und eine neue Generation auf dem Golsterhof an.

Ende.

Ein Kapitel Schuhgeschichte

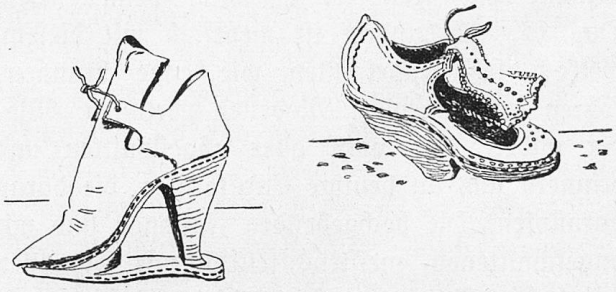
(Schluß)

Bisher war nie von Absätzen die Rede, nur Trippen erschienen sowohl in römischer wie auch in späterer Zeit namentlich im 15. Jahrhundert. Diese, den heutigen Zoccoli ähnlichen Fußbekleidungen wurden übergestreift, um damit über die wenig sauberen Straßen des Mittelalters und noch späterer Jahrhunderte zu gehen. Sie bestanden aus einer, mit absatzartigen Erhöhungen versehenen, an einem Lederband befestigten Holzsohle. Eine Photo des berühmten Verlöbnisbildes des Arolfini von Jan van Eyck aus dem Jahr 1432 liegt in einer Vitrine der Galerie. Diese, dort festgehaltenen Trippen haben sich über verschiedene, uns heute absonderlich erscheinende Typen, schließlich zum modernen Überschuh weiterentwickelt.



„Chopine" aus Venedig 16. Jahrhundert

Die Geschichte des Schuhes setzt sich in den Vitrinen des von Fenstern auf beiden Langseiten des Hauses erhellten Raumes fort. Da entdecken



Schuhe des 17. Jahrhunderts

wir in der obersten Reihe eine Choppine von 11 cm Höhe aus Venedig. Dies waren nicht etwa Überschuhe, sondern die Frauen gingen damit herum. Schon im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts erließ der Rat in Venedig Erlasse gegen diese dort entstandene, unsinnige Mode, die sich jedoch bis weit ins 17. Jahrhundert in verschiedenen Ländern bei den höheren Ständen gehalten hat. Nun kommt gegen Ende des 16. Jahrhunderts auch der Absatz auf. Er besaß zuerst kreiselartige Form, diese Spielart ist zwar in der Sammlung nicht vertreten. Zugleich nimmt der Schuh vorn mehr oder weniger zugespitzte und symmetrische Form an, währenddem beim breiten Renaissanceschuh, schon im